

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1940**

8 (3.3.1940)

# Der Führer

## AM SONNTAG

Sonntag, den 3. März 1940

Folge 8 / Jahrgang 1940

### Meister des Kupferstichs

Aus dem Leben der Künstlerfamilie Merian

Jacques Mathieu, der viellesene, erst 1936 gestorbene französische Geschichtsschreiber, betont in seiner „Geschichte zweier Völker“ mit Befriedigung, daß es der französische Politik durch den Weisheitlichen Frieden gelungen sei, „Europa beinahe bewohnbar zu machen“ und der Alten Welt „150 ruhige Jahre“ zu verschaffen, die „wie ein goldenes Zeitalter im Vergleich zu dem togenen Zeitalterabschnitt der Nationalkriege“ erscheinen würden — eine Ansicht, für die wir Deutsche kaum Verständnis haben. In einem der endlosen Kriege, die Frankreich in seinen paradiesischen Zeiten auf deutschem Boden austrug, ging auch Durlach, die Residenzstadt der Markgrafen von Baden-Durlach, in Flammen auf, die das Heilige Werk vieler Generationen zerstörten. Von dem Ansehen des blühenden Städtchens vor 1689 können wir uns keine genaue Vorstellungen machen, da bis jetzt keine bildliche Wiedergabe des Stadtbildes aufgefunden wurde. Man muß schon fast von Glück reden, daß wenigstens der Anblick, den die Stadt damals von außerhalb bot, im Bild erhalten blieb. Neben einem fast übermalten Delaemal, das Stadt und Turmberg von Südosten zeigt, haben wir Kenntnis vom damaligen Durlach aus zwei prächtigen Stichen, die das Stadtbild von Westen und Nordwesten wiedergeben. Sie sind in den Werken enthalten, mit denen die Künstlerfamilie der Merians das damalige Europa in reichster Fülle überströmte.

Matthias Merian (der Ältere), der Gründer dieser Familie von Kupferstechern und Malern, wurde als Sohn eines alten Patriziergeschlechtes 1593 in Basel geboren und ließ sich nach weitreichenden Reisen und Studienreisen in Frankfurt, dem damaligen Mittelpunkt des Buch- und Kunsthandels in Deutschland, nieder, wo er, der früh Bekanntheit, Reichhaber des Verlags und des Buch- und Kupferhandels seines Schwiegervaters Theodor de Bry wurde. Von Basel und von Frankfurt aus gab ihm zahllose Reisen und Ausflüge reichen Stoff für seine Kunstblätter, für die er auch von seinen Studienreisen ein außerordentliches Material mitgebracht hatte. Er starb 1650, als vortrefflicher Mensch und hervorragender Künstler weitlich betrauert.

Seine ungewöhnliche Kenntnis Deutschlands und seine Trauer über die grauenhaften Verwüstungen, die der Dreißigjährige Krieg anrichtete, ließen in ihm einen Plan reifen, wie er nur einem national gekennnten Mann einfallen konnte: Er wollte die deutsche Lande in all ihrer ehemaligen Herrlichkeit darstellen, damit das Wissen um die Schönheit, Würde und Größe, um den Reichtum und die Macht jenes Deutschlands vor dem Glaubenskrieg als hohler Besitz in den Herzen der kommenden Geschlechter verankert werden könnte. Ein wahrhaft gigantisches Unternehmen! Der umfassende Plan zu diesen seinen germanischen „Topographien“ sah sechs Bände in Wort und Bild vor. Die Herausgabe des großartigen Werkes begann 1642 mit dem Bande „Schweiz“, dem 1643 der Band „Schwaben“, 1644 die Bände „Elsass“ und „Bayern“ folgten. Der Tod Merians unterbrach diese reiche Folge auf ein Jahr. Seine Söhne Matthias und Caspar führten das wohlvorbereitete, schon weit gediehene Werk des Vaters in seinem Geiste weiter und brachten 1655 den letzten Band der germanischen Topographie. Ihm schlossen sich dreizehn kleinere Bände Gallien und dem Bann Italien an, letzterer 1658.

Von Merians Topographien kann nur mit Bewunderung geredet werden. Der geschichtliche und kulturgeschichtliche Wert dieser über zweitausend Stiche ist unerschütterlich, sie liefern das Bild eines deutschen Volkes wider, das sich in seinen fürmerreichen Städten, in der vielfältigen Gotik seiner Burgen sinnfälligen Ausdruck seiner selbst, seines Wesens, seiner Kraft geschaffen hatte. Neben die bildliche Darstellung der Städte, Gebirge usw. tritt bei Merian die Heranziehung von Volksliedern zur lebensvollen Ausgestaltung der Bilder; Volksfeste, Märkte, Belagerungen, Jagdszenen, bäuerliches und häd-

tisches Brautgum sind in vielfachen Ausstrahlungen festgehalten.

Ebenso hoch ist der künstlerische Wert der Stiche einzuschätzen, vor allem derjenigen aus den besten Zeiten des älteren Merian.

Außer seiner großen Topographie schuf der ältere Merian noch eine fast unvorstellbare Fülle weiterer Blätter (u. a. für das von ihm selbst begonnene „Theatrum europaeum“, eine Darstellung der geschichtlichen Ereignisse seit 1617), Städtebilder, Allegorien usw., die allerdings nicht immer von derselben künstlerischen Höhe sind. Besonders zu nennen sind sein großer Stich von Heidelberg, 1620, in einer Blattbreite von 1,07 Meter, heute nur in zwei Exemplaren bekannt, die große Ansicht von Köln, heute in einem Exemplar vorhanden, sowie mehrere größere Ansichten Frankfurts, heute ebenfalls äußerst selten.

In der „Topographia Suevia“ liegt ein Band vor, der den geographischen Bereich des damaligen Sechsten Kreises umfaßt; er stellt die „fürmerreiche Stadt und Pflanz in der Marggrafschaft Baden“ dar. Dem Band sind zwei Landkarten beigegeben. Unter den über hundert Stichen dieses Bandes findet sich das erste Merianische Bild von Durlach, das Matthias Merian der Ältere zum Hebel bei einer Reise von Frankfurt über Heidelberg nach Basel aus persönlichem Augenblicken kennen gelernt hatte. Der Stich zeigt die Stadt von Westen, umgeben von Wall und Graben, über den eine Brücke zum städtischen Weinleinstor führt. Hinter diesem ragt das Rathaus mit seinem zierlichen Türmchen und die Stadtkirche auf, rechts davon „die Schul“ (das damalige „Gymnasium illustre“), die „Stadt Weinleinstor“ in der Gegend der jetzigen Keller-

Stadt, ein wohlbestelltes Gymnasium, bei welchem etliche Professoren angeheilt waren — so heißt es in dem Durlach betreffenden Textabschnitt.

Von den zehn Kindern aus den zwei Ehen Matthias Merians wurde der älteste Sohn Matthias der Jüngere, 1621 in Basel geboren, ebenfalls ein sehr bedeutender Kupferstecher. Während seiner Studienjahre Schüler und Freund von Rubens und von Dürer, übernahm er 1650 das väterliche Geschäft und führte die Topographien und das Theatrum europaeum tatkräftig weiter. Andere wichtige Arbeiten waren vorwiegend Natur, so der Stich des Kaisers Leopold I., die Gemälde des Kaisers, des Großen Kurfürsten, der Markgrafen von Baden und von Durlach. Eine gewisse übertriebene Fertigung beeinträchtigte den künstlerischen Gehalt seiner Werke oft.

Einer seiner Brüder, Caspar Merian, war ebenfalls ein begabter und fleißiger Kupferstecher; viele gute Stiche in den Topographien und anderen „höheren Werken“ sind von ihm signiert. Seiner Hand verdanken wir den zweiten Merianischen Stich mit einer Ansicht Durlachs, 1672; er entfiel dem Durlach. Am 15. Mai 1670 hatte sich der Erbprinz Friedrich Magnus, der Sohn des regierenden Markgrafen Friedrichs VI. von Baden-Durlach, mit der Prinzessin Auguste Maria von Schleswig-Holstein in Göttinge vermählt. Darüber, wie diese in „die fürstliche Residenzstadt Durlach und Schloß Karlsburg ein- und heimgeführt“ wurde, berichtete Matthias Merian der Jüngere 1672 in einer größeren, kulturgeschichtlich wertvollen „Festschrift nach dem Fest“, die eine „kurze . . . Beschreibung der herrlich- und prächtigen Heimführungs-Solemnitäten nach vollzogenem Heirat“ enthält. Dieses Werk war durch Kupferstiche (meist Porträts) ausgestattet, deren einer den feillichen Einzug darstellte. Im Mittelpunkt dieses großformatigen Blattes erstreckt sich die Stadt, lebendvoll nachgezeichnet, in ähnlicher Wiedergabe wie auf dem Stich von 1643, jedoch von Nordwesten gesehen. Daher sind diesmal der lanagestreckte Dachstuhl der Karlsburg mit der Kanale und das „Fürsthaus zu Cron“ deutlich zu erkennen; das Wasser Tor ist etwas zu weit nach rechts gerückt. Den lebensvollen Vordergrund des Bildes bildet ein „Wieschenplatz, genannt die Huch“, auf dem sich von einer Feststadt aus der prächtige Zug in Bewegung setzt. Unter Nr. 28 zeigt der Stich den Erbprinzen Friedrich Magnus, unter Nr. 29 die „Baden-Durlachische Leibgarde“ mit der jungen



Matthias Merian der Ältere. 1593-1650

„Malgrat von Burchenfeldt“ genannt, neben ihm „zum aufwarten“ der damals fünfzehnjährige Prinz Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, der spätere „Türkenlöcher“. Noch einige letzte Wort über die Merians! Eine Schwester Matthias des Jüngeren und Caspars, Maria Sibylla, war Malerin von besonderer Eigenart und erreichte als solche und als Kunsthistorikerin europäischen Ruf. In der dritten Generation erblühte die Familie Merian einen abermaligen Höhepunkt in Johann Merian, dem zweiten Sohn Matthias des Jüngeren, einem der geschicktesten Porträtmaler seiner Zeit; dem Kunsterbe legte dieser gleichfalls großes Gewicht bei.

Seine Nichte Carlotta Maria von Merian, die Erbin des Merianischen Geschäftes, reichte dem Schweden Grafen von Goethe, dem ehemaligen Hofbibliothekar des Königs Friedrichs I. von Preußen, die Hand fürs Leben. Grafen, ein Berater von hochkulturellem Charakter und auf mancherlei Umwegen zur Höhe gekommen, verschwendete das große Merianische Vermögen in kurzer Zeit mit vollen Händen. Ein 1726 ausgedehnter Brand, der unter den aufgeschapelten Verlagswerken bedeutenden Schaden anrichtete, beschleunigte die Lösung der Firma „Merians Erben“, die sich ab 1727 in den Frankfurter Meßkatalogen nicht mehr verzeichnet findet. 1770 erlosch die Frankfurter Linie der Merians; sie hat der Welt und insbesondere uns Deutschen in ihren Werken Unentzliches an Schönem und Kostbarem gelehrt.

Willi Ruder



Ansicht von Durlach — Stich von Matth. Merian dem Älteren. 1643

straße und rechts das Wasser Tor, dieses mit der alten quadratischen Turmbedachung. Links v. . . Zuge der Hauptstraße erheben sich der „Herren Speicher“ (etwa Zehntrahle) und das Spital; die Karlsburg ist nicht sichtbar. Hinter der giebel- und turmfreudigen Stadt bildet der „Turmberg“ den schön geschwungenen Abschluss; sein in die Lande schauender Wartturm trägt eine typische Turmbedachung. Malerische Baumgruppen, ein Reisender, zwei Bauern heben den Vordergrund und runden das friedliche Bild ab.

Den Topographien wurde ein Text mitgegeben, der aber nur bei dem Bande „Elsass“ mit Sicherheit von Merian dem Älteren herrührt. Der Verfasser der übrigen Beschreibungen ist in dem Schulmeister Martin Weiler, Ulm, zu legen, dem Nachbeter seiner Zeit. Im Stille jener Tage bevorzugt der Text merkwürdige Begebenheiten u. a., enthält jedoch weniger geschichtliche Hinweise, wogegen häufige ausführliche Beschreibungen von hohem kulturgeschichtlichen Wert sind. . . . Es hatte albie vor dem jetzigen Krieg ein schönes fürstliches Schloß, in welchem Marggraf Friedrich von Baden Hof gehalten, auch darben einen fürstlichen Garten und in der

Frau und ihrem Schwiegervater, dem Markgrafen; sie schenkte übrigens ihrem Gemahl ein Kind, von denen der zweite Sohn, Karl Wilhelm, der Gründer Karlstutes wurde. Unter Nr. 26 ist der einzeln reitende

## Die Symphonie Von Richard Sexau

Der berühmte Arzt hat die Untersuchung beendet und neulich umständlich den Augenblick von seiner Stirne. Gram zeichnete ihnen in das verzeichnete Gelehrtenesicht.

Große, dunkle, aber seltsam tote Augen haben sich tragend zu ihm emporgewandt. „Nun?“ die Stimme der Frau mit dem weißen Scheitel, die doch ein Urteil gleichsam über Leben und Tod erwartet, bebte kaum merklich.

Noch immer schweigend der Arzt. Staunend über so viel Selbstbeherrschung schaute er mit beinahe zärtlicher Scheu auf das bleiche Krankenantlitz.

„Wir haben getan, was menschenmöglich war“, sagt er endlich mühsam. „Gnädige Frau — Sie waren immer so tapfer . . .“

„Und muß es wohl auch bleiben“, fällt ihm die Gretchen ins Ohr. „Keine Sorge, lieber Professor! Sie haben ja kein Hehl daraus gemacht, daß Sie diesen letzten Eingriff nur vornahmen, um ja nichts zu veräumen. Wenn mein Augenlicht zu retten gewesen wäre, wären wäre es gelungen. Das weiß ich. Und ich danke Ihnen.“

„Sie ahnen nicht, verehrte gnädige Frau, wie unersinem sumute ist, muß er sich als ohnmächtige bekennen, und gar, wenn es sich um jemanden handelt, dem man freundschaftlich verbunden ist.“

„Schätz! Professor! Nehmen Sie es sich nicht so zu Dören.“

„Eines meiner eigenen Augen gäbe ich darum . . .“

„Wie kann man so viel Wetters machen um eine alte Frau! Das lohnt doch wirklich nicht.“ Der scheltende Ton verbirgt nicht allzählige Erschütterung. „Widriger ist ein anderes. Viel wichtiger. Mein Sohn! Wenn er erführe . . . Unausdenkbar, welche Folgen es haben könnte. Raimund, nein, er darf nichts davon wissen. Jetzt noch nicht. Nicht ehe er fertig ist mit seiner Symphonie. Ob sie ihm einlinal und Anerkennung findet oder nicht, entscheidet für ihn sein oder Nichtsein. Es geht ja nicht nur um ein beliebiges Werk. Raimund kämpft um den Glauben an sich selbst, an seine Verurteilung als Musiker. Und er kämpft schwer. Zweifel machen ihm arg zu schaffen.“

„Ich glaube, Sie machen sich unnütze Sorgen. Ihr Sohn geht doch offenbar völlig in seinem Schaffen auf. Somit wäre er gewiß während Ihres Aufenthalts in der Klinik häufiger hereingekommen.“

„Er ahnt ja glücklicherweise nicht, um was es sich handelt.“

„Wie?“ — fährt der Arzt entsetzt auf. „er ahnt nicht?“

„Nein. — Ich habe ihm nur gesagt, ich aine für ein paar Tage zur Beobachtung hierher.“

„Und daß es sich diesmal entzündet.“

„Davon habe ich wohlweislich nichts gewußt. — Das hätte ich nur vollkommen zwecklos aufgeführt und vom Schaffen abgelenkt. Einzig und allein um ihn fernzuhalten, habe ich keine Ruhe gesehen, bis er hinausgegangen der Stadt, und mich erst nach seiner Ueberholung Ihrem Messer ausgeliefert. Glauben Sie, es ist mir leicht gefallen, auf das Zusammenleben mit ihm zu verzichten? Und ich will dies Opfer nicht umsonst gebracht haben. Kein Mensch ahnt ja noch, was in dem Jungen heilt. Sie machen ein unglaubliches Geschäft, weil er nun schon 24



Einzug der Gemahlin des Erbprinzen Friedrich Magnus in Durlach — Stich von Caspar Merian. 1672

Aufn. 3 Aus „Merian“

# Gerechtigkeit in kleinen Sachen

Von Hans Günther

Seine alt ist, ohne daß sein Name bekannt wurde. Aber Sie werden Wunder an ihm erleben. Denn er ist genial; eine Mutterverpflichtung, wie sie nicht alle noch Jahre geboren wird; dazu anserleben, der ganzen Welt Sonne und Wärme in den Alltag zu tragen. — Das hat nicht Mutterverpflichtung. Hören Sie einmal Studie aus seiner neuen Symphonie! Das Herz geht einem auf. Was die Erde an Herrlichkeiten birgt, es wird lebendig — eine Offenbarung ungeheurer Schönheiten. — Und deshalb darf er um seinen Preis aus seinem Schloß herausgerissen werden; vor allem nicht durch häßliche Eindringlinge. Er braucht Gleichgewicht und innere Ruhe, um alles anzuheben, was in ihm lebt. Wenn er kein großes Werk erst einmal abgeklappt hat, dann kann man ihm ja noch und noch beibringen, wie es um meine Augen sieht. Allmählich wird er sich schon daran gewöhnen. —

„Und Sie selbst, anständige Frau?“

„Ach! Sie lächelt still vor sich hin. „Ich habe auch anders zu denken als an Unabänderliches; lebt a. B. vor allem daran, daß ich Sie ungebührlich lang ansehend habe. Bereuen Sie. Die Schwester ist gewiß in der Nähe, mich auf mein Zimmer zu führen.“

„Ich werde Sie selbst hinführen. Und heute Abend, wenn ich irgend kann, fahre ich Sie persönlich nach Hause.“

Mit einer Beharrlichkeit ohne Gleichen führt die alte Frau ihre Absicht durch, dem Sohn ihre Erfindung zu verbergen. Eine dunkle Brille verdeckt die Augen. Das sie sich mehr zusehend fortbewegt als frei einhergeht, daran ist niemand schon seit Jahren gewöhnt. Das über ein Werk, kommt er — und dies nicht allzu häufig — nur im letzten Abend in die Stadt; anfänglich in ein wenig erkranktem Zustand, aber leicht durch die Erträge beheimlich. Die Frau hat die frühesten Abendessen vorordnet. Bis wirklich einmal ein gemeinsames Aufräumen unerschaffen wird, dürfte sie ihr unermüdet geübtes Geschick, zu weichen, ohne sich die Mühseligkeit anmerken zu lassen, vervollkommen haben. — Die Notwendigkeit, heiter, unbelästigt zu erscheinen, sich unablässig in der Hand zu haben, hilft ihr auch für sich selbst, ihr Unlächeln leichter zu tragen. Sie vergißt es gewissermaßen über der Sorge, es dem Sohn zu verheimlichen.

Dieser merkt ihr die Komödie an, feinsinniger schwer. Er lebt so vollkommen nur seinem Werk. Das er für nichts anderes Auge und Ohr hat, als was da aus ihm herausdringt.

Wie ein Sturmwind braust er eines Abends ins dämmernde erleuchtete Zimmer, wo die alte Frau, wie immer, sinnend in ihrem großen Vorkühler sitzt. „Nun, was hast du jetzt?“, fragt er in unterdrücktem Jubel.

„Du bist fertig?“

„Ja — auch das Abende ist beendet. Und mehr noch...“

„Erinnerst du dich nicht? ... Neulich abends? ... Da habe ich mich ja beinahe verirrt.“

„Du hast sehr geschwehelt, ich verstand aber nicht, um was es sich handelte.“

„Dann handelte es sich, meine Symphonie fortzuführen vorzuführen. Und heute war ich bei ihm. So, denk dir, Mutter. Nach diesen Winter wird sie aufgeführt.“

Die alte Frau erstickt. „An einem der ersten Konzerte der Philharmonie. Freut es dich denn gar nicht?“

„D. mein Junge, mein Junge“, kommt es über aufstehende Lippen.

„Das muß gefeiert werden. Gleich morgen bei mir drin. Best sollst du endlich mein neues Heim kennen lassen. Das wird ein Fest werden, für uns beide, Mütterchen! Und er erzählt, wie er, während ihm Fortwändler noch ein paar Winke für die Instrumentierung gegeben habe, ein Kapellmeister der Staatsoper und ein paar andere bekannte Musiker gekommen seien, daß er ihnen den Musiknoten und ein paar Stücke aus dem Finale habe vorspielen müssen, daß man ihn im Kreis der Hörer an einem photographieren habe. „Weißt du, Mutter, eine Aufnahme, so recht gut illustrierte Blätter.“

„Der neue entdeckte Symphoniker, umgeben von Sternhänden der edeln Musica.“

Die alte Frau kann nicht in sein übermütiges Gesicht einstimmen. Das danach vor dem kommenden Tag, was er erzählt, verabschiedet darüber nach, unter welchen Umständen sie abhören könnte. Aber es geht wohl nicht an. Nun, vielleicht läßt sich die Entdeckung noch hinausziehen. Damit sie wenigstens nicht diesen Freudentag verpöle.

Dann vor der seltsamsten Stunde erscheint die alte Frau am nächsten Tag im Heim ihres Sohnes, der, wie sie weiß, während des Vormittags abwesend ist. Von Zimmer zu Zimmer läßt sie sich führen, von Möbeln tastet sie sich an Möbeln, bis sie genau weiß, wo sich die Raumverhältnisse, Einrichtungsgegenstände und Türen und die Bewegungen, um als sei sie nicht mehr denn früher durch ihr Ansehen hindert.

Es spielt sich auch alles ab, wie sie es wünscht. Selbst die Musikleinigkeit bringt keine Katastrophe. Realistischer Anwohn liegt ja Raum und auch fern. Erst als die Mutter mehrmals eine Blatte überfliehet, die er ihr reichen will, sagt er: „Warum nimmst du nicht?“

„Entschuldig — ich bin ein wenig zerstreut.“ Aber sie greift neben das Buch, und, als sie es endlich ertastet, rückt sie mit der Rechten erst noch ihren Teller zurecht, ehe sie sich herabsetzt.

„Nimmund erlöschte. Eine fürchterliche Ahnung fliehet in ihm auf. Er forschet in ihren Zügen. Die dunklen Brillengläser sind unüberwindlich.

„Sag, Mutter — du hast mir noch so wenig erzählt, wie es dir neulich in der Klinik erging?“

„Was soll ich da viel erzählen? Und außerdem — sind das etwa Festgespräche?“

„Dah sie ihm ausweichet, beharrt ihn in seinem Verdacht. Aber, wenn er auch nicht davon loskommt, er darf nichts mehr verlangen lassen.“

„Warum bist du auf einmal so schweigsam, mein Junge?“, fragt sie voll ängstlicher Zärtlichkeit.

„Nimmund rückt sich zusammen. „Mediziner — vorhin sind mir auch die Bilder ausgeblendet worden — weißt du, die man gesehen bei Fortwändler aufgenommen hat.“

„Was sie mich sehen.“

„Nimmund greift in seine Brusttasche und legt ihr eine Kopie in die ausgestreckte Hand.“

„Ausgegeben — das Bild vor dir. Der mit dem scharfen Profil — das ist Fortwändler, nicht wahr? Aber die anderen...“

„Nimmund erhebt sich und tritt hinter den Stuhl der Mutter, um ihr alles zu erläutern. Als er sich über ihre Schultern beugt, prallt er zurück. Die ein wenig glitzernden Griffenhande halten ihm die Wiedergabe eines Stillbildes entgegen, die er ebenfalls zu sich gefickt und zerstückelt an Stelle des Gruppenbildes herausgeholt hatte.“

„Ihm schwindelt. „Mutter...“ Dieser Ausschrei verrät ihr alles. Jetzt kann sie nicht länger leugnen. Sie weiß es. „Verzeih mir“, flüstert sie kaum hörbar und tastet nach seiner Hand.“

„Er aber fällt vor ihr nieder und birgt den Kopf in ihrem Schoß. „Und ich habe nur an mich gedacht, an meine Mutter...“ während du...“

„Rein, das hätte...“ Er kann nicht weiterreden.

„Sohn, mein Junge...“ Wie durfte ich dich damit beschweren! Gerade in diesen Momenten! Wo du alle Kraft brauchst! Wo es um das große Werk ainal! Das müßt du doch verstehen und mir vergeben...“

„Mir verzeihe ich aber nicht, daß ich nichts merkte, daß ich dich im Stich ließ; in einer Zeit, wo ich zum erstenmal ein Teilchen dabei haben abtragen können, von dem, was ich dir schuldete.“

„Du nimmst das alles viel zu tragisch. Es war und ist ja gar nicht so schlimm. Ein viel leichter Einarriff als die früheren. Und ich hatte mich doch längst zuvor schon damit abgefunden, daß ich nichts mehr sah. Du nun ein blauer Schimmer von Licht oder völliges Dunkel — das ist wahrhaftig kein großer Unterschied mehr.“

Wie einem kleinen Jungen freudig sieht sie ihm die Haare und redet ihm

Die ermannte Waldschneise, auf der wir jetzt einer halben Stunde gingen, war ein verbotener Weg. Schneewand schritten wir nebeneinander her. Helene schmolte. Ich fand es nicht sehr rücksichtslos von ihr, daß sie sich anfangs so eigenartig dagegen geäußert hatte, mit mir in diese hübsche Waldschneise einzubringen — nur, weil da plötzlich irgendjemand auf den unvorstellbaren Einfall gekommen war, an den ersten heißen Baum eine lächerliche höfliche Polartafel zu nageln. Ich überlege derartige Schändel, wenn mir die Gegend sonst gefällt. — In der Einsamkeit ist mit Verbote leichter auszukommen. Helene freilich war anderer Meinung. „Siehst du“, sagte sie, „Durchgang strengstens verboten! Ich gehe keinen Schritt weiter.“

Um es gleich zu sagen, — ich setze nicht die geringsten Zweifel in ihre Rechtfertigung. Helene würde gewiß nie — das stand für mich fest — hehlen oder unterhinken. Aber — und auch das stand für mich fest — es war ihr an sich völlig gleichgültig, ob der Weg, den ich einschlug, erlaubt oder verboten war. Es war ihr nur heute nicht gleichgültig. Hätte sie gesagt: „Mein Vorgesetzter, du weißt, ich muß noch zum Schneehaufen und wäre doch halb gern etwas früher zurückgekommen. Wollen wir uns heute einmal den Umgang scheiden, außerdem ist er ja auch verboten“, — ich glaube, ich wäre umgekehrt. So aber? — nein, es widersprach ganz einfach meinem Gerechtigkeitsempfinden, daß Helene auf das Recht pochte, nur weil ihr das gerade aufgefiel.

Wir traten uns eine Weile. Da ich ausnahmsweise einmal nicht nachgab, blieb ich nicht weiter übrig, als selbst die Akteure zu sein. Damit aber verheimliche sie, und so gingen wir seit einer halben Stunde schweigend fürh.

Völlig blinde sich Helene. „Sieh diesen Hain!“ rief sie entzückt und wie verwandelt. „Genau so einen habe ich mir schon immer von dir gewünscht, und er paßt wie angepaßt.“

Es war ein einfacher, vielleicht sogar veralteter Reif mit einer geraden ovalen Glasbrille. Gewiß, er konnte auch wertvoller sein — ich verstehe nichts von Ringen und Steinen. Aber ich habe einmal die Rechte studiert, und von Paragrafen verstehe ich einiges. § 103 Absatz 2 — das also war mein erster Gedanke. Allerdings erdient es mir recht unverschämlich, ob dieser lächerlichen Ringe mehr als drei Mark wert war. Ammerhin — seit heute es nicht, und so war Helene verpflichtet, ihn auf der Polizei abzugeben. Ich sagte es ihr.

Etwas schief sah sie zu mir auf. „Nun schneit du mir nicht einmal die kleine Freundel Du mit deinen blöden Paragrafen!“

„Ich gebe zu, ich übertrieb ein wenig, als ich dir zu verstehen gab, daß das Strafgesetz auch die kleinste Fundamentallage mit Gefährdung bedroht. Aber da ja gerade sie sich vorhin auf das Recht berufen hatte, machte es mir Spaß, sie ein bißchen zu äzern. Es sollte nicht viel, und sie hätte um den armen alten Glasbrille gemeint. Es wurde also auch auf dem Heimwege einen geschwiegen. Erst als wir — kurz vor unserer Wohnung — am Polizeirevier vorbeikamen, fand Helene die Sprache wieder. Obwohl ich lächelnd abwinkte, streifte sie den Ring von Finger und sagte trocken, daß sie ihn abgeben möchte.“

„Wo haben Sie ihn denn gefunden?“ fragte man uns.

Helene lächelte mich groß an, und plötzlich mußten wir beide hell auflachen. Der Polizeibeamte murmelte uns miträuflich. So antwortete ich schnell und gab der Wahrheit die Ehre.

„Können Sie denn nicht lesen? Das Schild ist ganz neu und steht zu überlesen.“ Das Schild mit schuldlosen Wörtern auf Boden. — „Sie haben sich kratzen gemacht!“

Wir lachen es ein, und ich schalte zwei Mark — eine Mark für Helene, und eine Mark für mich.

Gegen Abend — Helene war bei der Schneiderin — klingelte das Telefon. Das Polizeirevier hat mich, noch einmal vorzurufen. Als ich hinauf, sah mich der Beamte zwei Mark zu und bat mich zu quittieren. „Nanu“, fragte ich überaus, „wollen Sie mir das Geld etwa wiedergeben?“

„Können Sie denn nicht lesen? — Laut Paragraf 971 sehen Ihnen 5 Prozent des Wertes als Finderlohn an.“

Der ehrliche Vertreter, für den der Ring vermischlich nur persönliche Wert befaß, hatte sich gemeldet und — ebenfalls achtsampflichtig — erwartet — wohl Witzeln mit uns gehabt; denn auch Helene konnte sich nicht vorstellen, daß dieser lächerliche Glasring annas vierzig Mark wert sein sollte.

„Weißt du“, sagte ich, „wir wollen uns morgen in der Stadt einmal Ringe ansehen. Ich glaube, für dich.“ Da bekam ich zu erste Zeit noch einen Kniff, der mich dunkel an untere Hälftenwachen erinnerte. Ich hatte an diesem Tage nicht mehr damit gerechnet.

## Allerlei zu lesen

Der Roman „Die Schauspielerin“ von Otto Rebellhan (Hohwolt, Stuttgart) spielt im Weltkrieg an einem kleineren deutschen Theater in der Nähe Berlins. Mit dem großen Geschehen der damaligen Tage als Hintergrund entrollt sich unter der geschickten und flotten Feder des Verfassers das Schicksal einer großen Schauspielerin. Rebellhan leuchtet mit diesem Roman etwas hinter die Kulissen des Theaters und in die Seele des Schauspielers ganz allgemein. Bei diesen das Grundfahnde streifenden Ausführungen verliert sich der Verfasser aber nie ins Theoretisieren, so daß das Buch keinen Augenblick den roten Faden der Handlung verliert. Ein Buch, das den Schauspieler selbst interessieren wird, weil es in seinem Lebenskreis liegt, das aber jeden Theaterbesucher fesselt, weil es ihn einen Blick in das Leben der Bühne tun läßt.

Erst bei einer der letzten Winterhüßnerkammern wurde das an einer Wolf mit den reißenden, humorigen Grundgesetzen bekannt gemacht. Der Buchliebhaber und Freund schmunzelte damals, manch anderer aber wird sich ein Bündchen der köstlichen Bildschichten vorgenommen und mit ihm ein paar inhaltvolle Stunden verbracht haben. Und er wird die Ueberzeugung gewonnen haben, daß diese lebenswahren Geschichten nur ein Mann erfinden konnte, der den lebhaftesten Anteil an seiner Umwelt nahm. Das dem so ist, leben wir auch aus dem jetzt im Verlag Piper, München, getreu nach dem Original herausgegebenen *Silber und Gold* in der Reihe *Die Kunst des Lebens*, das uns einen Blick tun läßt in die Arbeit des Meisters. Es sind köstliche Momente, die Buch hier von den kleinen und großen Bürgern wiederbilden schlagend hat und uns denen im manne nur als Vorstudie zu einer seiner auf neuem an der Natur hinderten Figuren gebiet haben mag. Wer aber noch an dem großen Künstlerumfelds gewarnt haben sollte, den werden diese Skizzen überzeugen, daß wir es hier mit einem großen Meister des Zeichnenstiftes zu tun haben.

Im Laufe des Jahres 1938 brachte die „Bücherkunde“, das Organ des Antea Schrifttumspflege beim Reichsleiter Rosenberg unter dem Titel „Wir wollen weniger erlesen und fleißiger gelesen sein“ eine Reihe von 16 Dichterbildern heraus. Man wollte damit auf diese schier verfallenen Dichter wieder aufmerksam machen und manchen an die Verpflichtung erinnern, mal einen Blick in ihre Werke zu tun. Um nun diese Reihe nicht nach dem einmaligen Erscheinen in der Zeitkritik in der Vergangenheit verschwinden zu lassen, hat Günther Stöbe diese 16 Lebensbilder aus dem sehr begriffenen Bündchen „Wir wollen nicht vergehen sein“ zusammengefaßt (Verlag Baverische Dichtart, Bayreuth) und damit nicht nur den verstorbenen Dichtern sondern allen, die um die wirklichen Werte deutscher Dichtung wissen, einen großen Dienst getan.

Wenn man als Arzt zu schreiben kann, ja man kann ruhig sagen, eine dichterische Begabung hat, so daß einem eine „Reinigte Vergangenheit“ oder „Es läuten die Glocken“ gelingen, so hat man die Verpflichtung, zu schreiben. Das hat Karl Ludwig Schlegel, der von Weinzierl über die Begabung in nicht allfälligen Maße vorläufige, wissen wir aus den erwähnten Büchern. Jetzt ist im Verlag Hohwolt, Stuttgart, ein neuer Band erschienen. In „Die Weisheit der Ärzte“ handelt es sich um Arbeiten des Medizinischen Schicks, denen aber ein allgemeines Interesse zukommt. Hier spricht der Arzt, der nicht nur kurtiert, sondern der sich auch mit den letzten Fragen des Menschlichen befaßt hat. Diese Fragen sind nun aber nicht in der Fachsprache des Wissenschaftlers geschrieben, sondern in einem allgemein verständlichen, gut lesbaren, aber nicht ohne Interesse für den Laien. Das ist ein Buch, das mit Interesse zur Hand nehmen und es nicht ohne Genuß und Gewinn lesen werden.

Günter Köhleranz.

## Die Ameise

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Es war einmal eine Ameise. Die war winzig klein. Groß war das Hausdach, unter dem sie auf die Welt kam, riesen groß. Am größten aber war ihr Fleiß.

Unermüdtlich arbeitete ihre sechs Beine über den Dachboden, legte sie die Markung der Bretterleihen, rannten über Äste und Gerdästel, umflogen eine brodelnde potternde Wasserleitung, überwandene Wabenwanne und schlepten Gut um Gut für Brot und Art.

Kemlich ihr Art war nicht allein. Es gab noch andere Arten auf dem Dachboden. Die waren aber kleinen Ameisen gar nicht auf gefimmt. Denn sie kam als letzte auf die Welt. Diese Ameise war eigentlich schon auf der Welt. Sie lebte sich in ihr gemächlich und behaglich von allerlei Vorkräutern in Ästen und Kisten. Die besten die alten Geschlechter besetzt und riefen der kleinen Ameise zu: „Sieh zu, wie die zurecht kommt!“

Da nahm sie die Arbeit zwischen Kopf und Füsse und merkte und schufte den ganzen Tag. Karren Mauersplanken rano sie die Nahrung ab und Wabenplättchen eine harte Viechheit.

„Na ja“, lächelten die Besten, die im Vollen saßen, „ganz schön fowelt, wir gönnen ihr die Tugend.“

Aber eines Tages lächelten sie nicht mehr. Die winzige Ameise hatte Entdeckungen gemacht. Bei ihren Schürarbeiten im Gemäuer stieß sie auf süße Nester, die der Welt nach innen schmeckten. Vorsichtige Gefasse schaufte sie in ihrer nimmermüden Winterarbeit. Gerimpelt zernagte sie, mischte Schweiß von ihrer Arbeit und formte nahrhaft Brot für knappe Zeiten.

„Na ja“, wollten die andern wieder sagen. Aber es verzerrte ihr Gesicht. Getrumm hub an, Gempimmel, Raten. Endlich auch ein Taten. Um es halbwegs so zu haben wie jetzt ihre jüngste Schwester, ließ es arbeiten, immer arbeiten, da half alles nichts. Die wohl, Gemütslichkeit und Gehaltlassen!

Das verzeihen sie ihr nie.

Eines Tages koppte das Schicksal die Speichertreppe hoch und ließ sich um und gähnte. Andere Ameisen saßen ihm am Ohr und flüsteren: „Das in... und das...“

Dahs bemüht spritzte das Geschick einen dicken Wassertropfen von der Leituna in die Wanne. Gerade vor den Arbeitsweg fiel der kleinen Ameise dieser Tropfen. Sie stundte. Sie bog nach links. Das Geschick zog den Wassertropfen auch nach links. Die Ameise bog nach rechts. Das Geschick strich den Wasserberg auch nach rechts. Die Ameise beehrte um. Da schloß das Geschick den Wasserstiel auch nach rückwärts. Die Ameise war eingeschlossen, Rings um sie war ein Wall von Wasser.

Jetzt drehte sie um und lief in umgekehrter Richtung um die Wassermauern, einmal, zweimal, dreimal.

Jetzt dachte sie, der Wasserwall sei nur ein Traum, der weiche, wenn man ihn berenne. Aus der Mitte lief sie blitzgeschwind ins Wasser. Kein Traum. Einen nassen Streifen schleppte sie müde auf dem Rückzug in das Innere.

Da schien sie zu erstarren. Das war langweilig. Das Geschick gähnte wieder, rautete den Finger in die Fint und zog sie enger. Wieder fing die Ameise zu laufen an. Wieder zog den Wasserkreis der Finger. Berzameister zante die Ameise. Enger, immer enger wurden Wasserkreis und Spielraum.

Aber die tapfere Ameise dachte: „Ich gebe nichts verloren denn die Toten. Ich lebe!“ Sie küzte sich mit Gelohnit in die Wasserwände. Weit hinein. Und, wo war jenseits Land? Weit ftrieb der Schicksalsfinger den Wasser

setztropfen aus: Land war nirgends. Zurück, zurück zur letzten Inneneinf!

Was diese aber hatte spielerisch der Finger überflutet. Garbel! Ameise, erahb sich, keine Stunde ist gekommen! Auf den Rücken felle, reze lebend keine Fäden gegen Himmel! Flehen, weinen? Niemals, wo ich doch Rechte fordern darf von drohen, Lebensrecht!

Und sie reifte sich mit letzten Kräfte hoch. Sie hob sich. Doch ging sie nicht. Ob, daß sie flügel hatte, war ihr in der Arbeitsschwere am entstimmend. Na, flügel, flügel! Keine tummnd flug sie über Reid und Wäite und Geschick und feste ihren Arbeitswma am andern Ufer fort: Müdig, unermüdtlich, unbezirt den Blick nach vorne...

## Rulturpflitter

Es war im Sommer 1939, als ich mit einigen anderen Kameraden mit Herber Wenzel in Wien aufnahmen. Wie immer, wenn junge Menschen beifammen sind, die nicht einfach in den Tag hineinzuhaben pflegen, sprachen wir von der Zukunft und mancher hatte so seine Pläne. Dann gingen wir auseinander, ein jeder an seinen Arbeitsplatz. Seitdem ist fast ein Jahr vergangen, und jetzt flatter mir ein Feldpostbrief von Herber Wenzel fast gleichzeitig mit dem Meldung auf den Tisch, daß er zusammen mit dem Heidelberger Erich Lauer und dem Maler Elf Eber den Kulturpreis der SA. bekam. Der Inhalt dieses Briefes aber ist ein ganz neues Gedicht, das der Soldat Wenzel irgendwo draußen an der Front aufgeschrieben hat als einen Gruß, der teilen gilt. Und deswegen soll es auch hier stehen.

**Die Wacht**

Steht einer einsam in der Nacht,  
Mit schwerer Pflicht beladen,  
Er denkt zurück und an die Wacht  
Der toten Kameraden.

Er fühlt's, daß einer zu ihm tritt,  
Soldat aus andern Tagen,  
Der schon das Bitterste erlitt  
Und laise hört er sagen:  
Kamerad!

Und nur dies eine Wort  
Sie schweigen, und sie schauen  
Der zweite geht, ein Schatten, fort  
Erst beim frühen Morgenrauen.

Ein „heldenhaftes“ Bekenntnis hat der Jude Marcus Eli Davage einmal abgelegt, das uns nicht weiter erstaunt, weil es ganz der Haltung seiner Rasse entspricht. Eine Jude schreibt, das, was alle meinen, wenn er sagt: „In Kriegeszeiten drücken wir uns um unsere Pflicht für das Vaterland, weil wir von Natur und Tradition Pazifisten sind. Wir sind die Organträger von Weltkriegen und die Hauptmuhmacher solcher Kriege.“

Im Jan./Febr. 1928 im „Century Magazine“, Newyork.

In seiner letzten Rede gab Adolf Hitler Herrn Dablabier die entsprechende Antwort auf dessen Meinung über die Haltung der Dichtart. Im Wiener Ufer-Verlag ist vor kurzem ein Gedichtband „Dichtart“ erschienen, das eine wertvolle Sammlung vieler von einem

„Das kann ich leicht versprechen und gerne obendrein. Jetzt gibt es ja nichts mehr zu verheimlichen.“

Mit schicklichem Wiederholen öffnet Naimund den Deckel des Instruments und beginnt zögernd. Sein Spiel verrät, daß er nicht bei der Sache ist. Es dauert geraume Weile, bis er sich zurechtfindet. Aber schließlich schlägt der schwermütig-leidvolle Satz des Adagiofahes eine Brücke von der Stimmung des Augenblicks zum Werk.

Eingegabene lauscht die Mutter. Wie versüßt ihre geloderten Züge; alles Lebensleid, das sonst dazwischen gebietet lag, hat einem seltsamen Ausdruck Platz gemacht. Die weit aufgeschlagenen erlöschenen Augen, die keine entflende Wille mehr verdirbt, füllen sich mit Wasser. Wird ein Blick! Ihr Sohn ist es, der diese Wunderwelt aus Tönen schuf; ihr Sohn, von dem all der Wohlklang ausgeht, so viel Glanz und Stüt. Das bedeutet dagegen das bischen körperliche Nacht...

## Eisernes Sonett

Von Franz Schlogel

Vorbei die Tänze und Liebespiel,  
Der Thyrsusstab verwandelt sich zum Schwert,  
Das war kein Mann, der anderes begehrt  
Und gern zurück in süße Träume fiele.

Den kalten Stahl umfaßt die harte Schwiele  
Des Furchtlosen, der unser Treue wert,  
Die Stirne frei dem Feinde zugekehrt,  
So schreiten wir vereint zum letzten Ziele.

Mag sein, daß mancher auf der Walsstatt bleibt,  
Er falle, nur das Volk darf nicht erliegen,  
erlag es, so wird' es klein und schlecht;  
Drum ist der Wille, der uns vorwärts treibt,  
mehr als nur die Notwendigkeit zu siegen:  
Ist Recht auf Kampf und Kampf auf unser Recht.

In einer ernsten Zeit, wie die, in der wir jetzt leben,  
ist nicht nur wichtig, daß jeder seine Arbeit tut, sondern  
entscheidend ist, mit welcher Gesinnung er sie tut.

Aus den Werken von Walter Flex klingt uns die Haltung eines tapferen Mannes immer wieder entgegen. Deswegen kann man es nur begrüßen, daß der Verlag Beck in München, der alle Werke des Dichters verlegt hat, jetzt ein kleines, schmales Bündchen ausgewählter Briefstellen aus den Briefbänden unter dem von Flex selbst geprägten Titel „Für dich mein Vaterland“ herausgebracht hat. Eine Briefstelle aus dem für jedes Feldpostpächden geeigneten Bündchen wollen wir hier herbeifügen. Am 4. November 1915 schreibt der Dichter von der Diktanz an seinen Vater: „Wir sind alle sehr anders geworden durch ein fast übermenschliches Ausdrucksvermögen gehendes Erleben, reicher und enger und unsere Wünsche füreinander greifen über das rein-Personliche von ebendem hinaus und richten sich auf Dinge, die in unserem eigenen Herzen aber uns selber stehen. Süßliche Wünsche, die um die Doffnung auf ein halbes Jahr dauerndes Wiedersehen zielen, bleiben zurück hinter dem mit voller Seelenbereitschaft beforchtigt gebietenden Wunsch auf die endliche Erreichung der vaterländischen Ziele.“

Diesemigen, die in ernsten Arbeitssätzen so emfla alle Schöpfungswirzlicher Kunst hinentaufstellen und nicht die großen Werte erkennen, die echte Kunst zu jeder Zeit für das Gemüt und die Seele des Menschen bedeutet, haben nie eine tiefere innere Haltung zu ihnen gehabt. Nur die Freundschaffen, die auch schwere Zeiten überdauern, sind die echten, wertvollen fürs Leben.

**Andrer Leut' Geschmack**

Man kann ihn dauernd nörgeln hören  
Ueber andrer Leut' Geschmack  
Niemals läßt er sich belehren,  
Nennst die andern schlechtes Pack.

Neulich aber hat ein lieber  
Nachbar sein Haus gesaubert,  
Kitsch, geschmacklos fand er über-  
all hübsch sorgsam aufgebaut. Röhr-



# Ein Karlsruher erforscht die Griffe

Besuch in einem einzigartigen Institut

Ein in der ganzen Welt einzig dastehendes Institut stellt die „Werkstätte für Griff-Forschung“ dar, die ihren Sitz in der badischen Gauhaupstadt hat. Unter der Leitung ihres Gründers, des Oberingenieurs Dr. Herig, dient sie dem besonderen Zweck, durch wissenschaftlich-methodische Untersuchungen mittels Spezial-Messgeräten und durch vielfältige praktische Versuchsreihen die ideale Hand-Pakform für Griffe der verschiedenartigsten Werkzeuge und Instrumente zu entwickeln.

Die schon vor 20 Jahren begonnene Studie, die Herig durch die Erforschung der Technologie an Werkzeugen aus der Steinzeit unternahm (und die er erstmals vom Standpunkt des Ingenieurs aus, nicht als Kulturhistoriker betrieb), führten zu der Erkenntnis, daß ein Gegenstand erst dann als „Werkzeug“ angesehen werden kann, wenn er eine „Handseite“ und eine „Arbeitsseite“ besitzt. Diesen Zusammenhang zwischen Hand, Werkzeug und Kultur veranschaulichte Herig in einem Mannfaktologie (Handkultur-) Symbol, das zugleich zum Schutzzeichen der in seiner Forschungsanstalt ermittelten neuen Griff-Formen wurde.

„Schon vor Jahrtausenden“, so erzählt der fast fünfzigjährige Forscher, als wir ihn in seinen Karlsruher Arbeitsräumen aufsuchen, „hat der Mensch sich darauf verstanden, die „Arbeitsseite“ seiner primitiven Werkzeuge so wirkungsvoll wie möglich auszubilden. Und ebenfalls bereits aus der Bronzezeit her sind uns sogenannte „antropomorphe“ Griffe bekannt, Griffe also, die der sie umschließenden Hand angepaßt waren. Diese

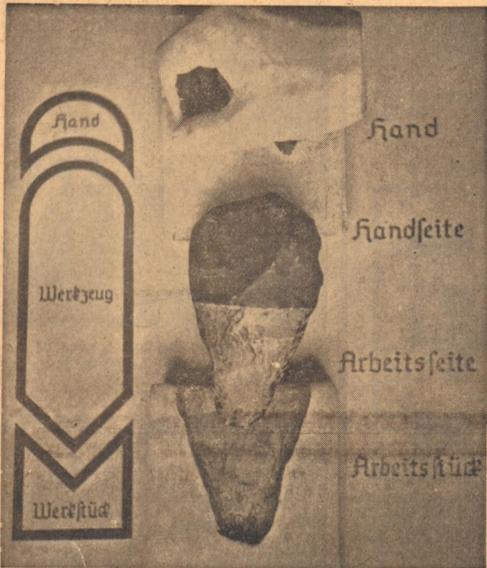
für bestimmte Handhaltungen ganz allgemein gültige, feste Zahlenwerte.

„Meine Forschungs-Werkstätte“, so erklärt Herig weiter, „vermag also die Festhaltefähigkeit eines Griffs exakt festzulegen und ist dementsprechend heute in der Lage, alle Vorgänge beim Arbeiten mit der Hand, das Halten und die richtige „Handhabung“ der sogenannten „Handseite“ zu messen.“ Mit Hilfe besonders konstruierter Präzisions-Messgeräte und Apparaturen hat die Karlsruher Versuchswerkstätte von den zuvor festgelegten fünf Grundhaltungen der menschlichen Hand, nämlich der Schreibhaltung, der Schneidhaltung, der Bohrhaltung, der Stoß-Schlaghaltung und der Zangen-Scherenhaltung zunächst die Schreibhaltung planmäßig untersucht.

„An runden, vielfan-



Oberingenieur Herig, der Leiter des Instituts, bei der Arbeit.



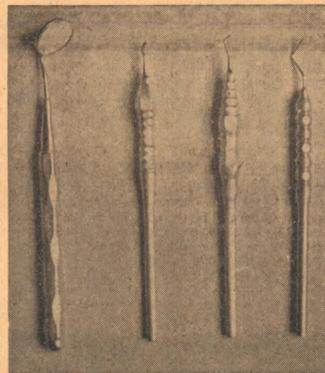
Das Symbol der Griff-Forschung: Hand, Werkzeug und Werkstück greifen ineinander. Aufn.: Alex Büttner (4)

Grundidee, eine der Hand angepaßte Griff-Form zu finden, indem man von Hand und Fingern Abdrücke in einer plastischen, auf den Griff aufgedruckten Masse nimmt, ist auch neuerdings wieder in amerikanischen und Schweizer Patentanprüchen wiederzufinden gewesen. Aber sie trifft keineswegs den Kern des Griff-Problems! Bei all diesen früheren Methoden, eine „handliche“ Griff-Form ausfindig zu machen, wurde nämlich immer nur eine ganz bestimmte Handstellung bzw. Haltehaltung fixiert, so festgelegt, daß der notwendige Griff-Spielraum unberücksichtigt blieb und die ganze Bewegungsfreiheit der Finger verloren ging! Tatsächlich kam erst der Karlsruher Forscher auf die Idee, die Handbewegungen und deren Auswirkungen zu untersuchen, und auf diese Weise nun ergibt er

igen und tonischen Profilflächen von verschiedenem Durchmesser, — so fährt Herig in seinen Erklärungen fort — „wurden von uns zu diesem Zweck allein 26.000 Einzeluntersuchungen für die Hauptarbeitsfunktionen Druck, Zug und Drehung vorgenommen, wobei wir auch die mechanisch-optische Oberflächenprüfung und das Rauhprüfverfahren zu Rat zogen. Die hierbei ermittelten Daten für die Festhaltefähigkeit eines Rundstabs auf Zug, Druck und Drehung führten uns zu der Feststellung, daß die verschiedenartigsten Hände unserer ganz unterschiedlich kräftigen Versuchspersonen ein untereinander stets vollkommen ähnliches Resultat lieferten, das sich graphisch in einer (mehr oder weniger hohen) gleichmäßigen Kurve abbilden ließ. Dieses so gewonnene Kurvenbild — es stellt den Abschnitt einer Cycloide dar — gab uns nun mit einemmal die Möglichkeit, die erste präzise Maßeinheit

für unsere weitere Griff-Forschung zu schaffen: wir legten nämlich als Grundmaß einen Rundstab von 10 Millimeter Durchmesser fest, der bei genau bestimmter Oberflächenbeschaffenheit den kurvenmäßigen Einheitswert von 300 Gramm Festhaltung aufweist!“

„Und auf dieser Grundlage arbeiteten Sie dann weiter?“ — „Natürlich, mein Forschungsinstitut blieb nicht bei der Schreibhaltung und auch nicht beim Rundstab stehen! Wir dehnten unsere Untersuchungen planmäßig und schrittweise auf die verschiedenartigen Griff-Formen und Handhaltungen für alle möglichen Instrumente und Werkzeuge aus und legten auch hierfür die Rekonstruktion von „Handseiten“, also Griffen aller Art geschaffen, die sich jetzt immer neue Arbeits- und Anwendungsgebiete erobern. Ob es sich dabei um Instrumente für die Zahnheilkunde oder die Chirurgie, um Schreibwerkzeuge oder auch um Fleischermesser handelt: in jedem Fall haben wir für diese „Handform“-Schöpfungen jede Linie, jeden Punkt und jeden Winkel genau erredet. Sie sind also dem jeweiligen Arbeits-



Bei so feinen Instrumenten, wie sie der Zahnarzt benötigt, spielen die wissenschaftlichen Vorarbeiten eine große Rolle

sehen Kriegschirurgie unter Verzicht auf meine Schutzrechte zur freien Verfügung überlassen. Jeder Fachfabrikant von chirurgischen Messern kann also die Modelle und Zeichnungen dieser Forschungs-muster von mir beziehen und danach ohne weiteres seine Fabrikationsmuster anfertigen. Diese müssen allerdings so präzise gearbeitet werden, nämlich ihre Festhaltefähigkeit darf höchstens 10 Prozent unter der des Forschungsmusters liegen!“ Alex Büttner.

## Humor am Wochenende

### Stelldichein

Otto hatte ein Stelldichein. Mit Ottilie. Nachts neun Uhr. In der verdunkelten Stadt. Otto ging hin. Sie wartete schon. Otto umarmte sie innig. Dann gingen sie zärtlich spazieren. Otto konnte nicht genug sich wundern. „Wie nett Ottilie sein kann!“, dachte er. „Ich lieb mal sie noch nie!“ Und wieder küßte er sie. „Meine Ottilie!“, seufzte er. „Wie Ottilie?“ „Aber —“ „Was fällt dir ein, Kurt?“ „Wie Ottilie?“ Otto ließ ein Streichholz aufflackern. Es war ein fremdes Mädchen.

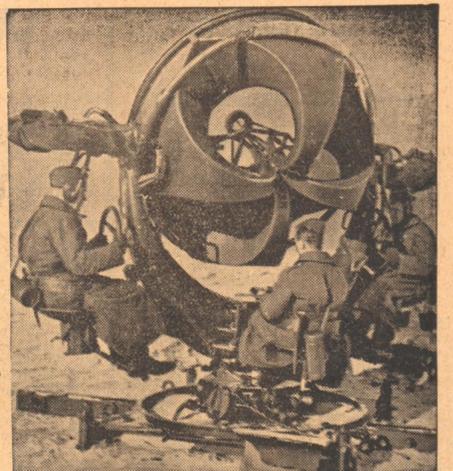
### Korrektur

Der Bildhauer meißelte an einem Grabstein. Er war bestellt von der Witwe Moos. Da trat die Witwe ein. „Ist die Inschrift schon fertig?“ „Welche Inschrift?“ „Ich werde den Verlust nie überleben!“ „Ja.“ „Können wir nicht ein Wort einfügen?“

„Welches?“ „Allein! Ich werde den Verlust allein nie überleben!“ „Warum?“ „Die Witwe erröte: „Ich will mich wieder verheiraten.““ Eitelkeit Anton kam aufgeregter, kummer erschüttert. „Was gibt es?“ „Zumpe hat behauptet, Sie und ich —“ „Ja?“ „Wir sehen uns ähnlich!“ „Kummer sprang auf: „Eine Frechheit! Ich werde Zumpe hinter die Ohren hauen!“ Anton nickt: „Nicht nötig! Das habe ich schon getan.““ Zerstreut Besselmann ist schrecklich zerstreut. Geitern kam eine Bekannte. „Sie können mir gratulieren, Besselmann!“ „Wozu?“ „Ich bin gestern Großmutter geworden!“ „Besselmann haunete: „Was? Und da sind Sie heute schon wieder auf den Beinen?“

### Ihnen entgeht kein Geräusch im Aether

Voller Aufmerksamkeit lauschen die Flaksoldaten am Horchgerät; ständig ist dieses wichtige Gerät besetzt, das den anfliegenden Feind lange bevor man ihn sehen kann, ankündigt. Es ist das Ohr der deutschen Flugabwehr. (PK. Grosse, Presse-Hoffmann-M.)



# Bilder der WOCHE

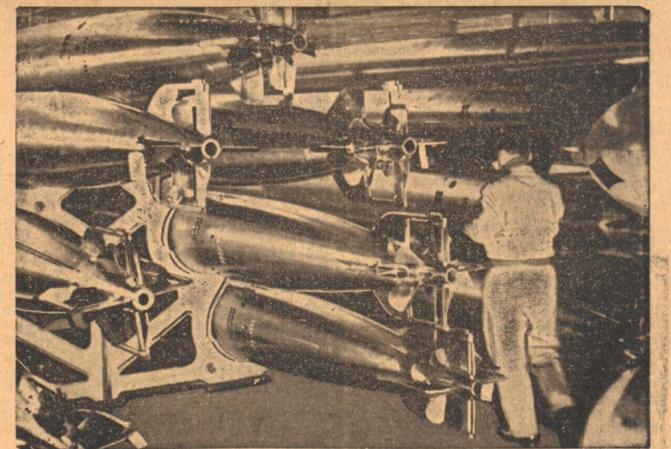


20 Jahre Ungarns Reichsverweser

Am 1. März jährte sich zum zwanzigsten Male der Tag, an dem Nikolaus v. Forthy in schwerer Zeit die Führung Ungarns als Reichsverweser übernahm. Im ungarischen Abgeordnetenhaus ist aus diesem Anlaß ein Gesetzentwurf eingebracht worden, durch den die Staatsführung des Reichsverwesers verewigt werden soll. (Scherl-M.)



Deutsche Aufklärung im französischen Grenzort. Jeder Augenblick kann eine Berührung mit dem Feinde bringen, daher ist größte und äußerste Vorsicht geboten. (Atlantic, Zander-M.)



Im Lager eines deutschen Torpedowerkes

Kleinen Luftschiffen ähnelnd sind die fertiggestellten stählernen Torpedos hier aufgestapelt. Diese Wunderwerke deutscher Präzisionsarbeit — scharfe Waffen gegen England — unterliegen im Lager dauernder Pflege und Wartung durch besonders geschulte Mechaniker, die die Torpedos jederzeit einsatzbereit halten. (PK-Dr. Frank-Presse-Bild-Zentrale-M.)



Die ersten Südtiroler in der Heimat

Die NSV. übernahm in vorbildlicher Weise die Betreuung und Verpflegung während des Aufenthaltes. (Presse-Hoffmann)